

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Matthias Göritz**  
**Die Sprache der Sonne**

2023. 331 S.

ISBN 978-3-406-80004-7

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/34659402>

© Verlag C.H.Beck oHG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

Matthias Göritz

*Die Sprache der Sonne*

Roman

C.H.Beck

Der Autor dankt der Kulturakademie Tarabya  
für die Unterstützung seiner Arbeit.

Mit 2 Karten (vorderes und hinteres Vorsatz:  
© alamy. © shutterstock)

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023  
*www.chbeck.de*

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg  
Umschlagabbildung: Istanbul, Goldenes Horn, Bootsanlegestelle (1937)

© akg-images/Paul Almasy und © Stocksy, Meruyert Gonullu

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 80004 7



klimaneutral produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

*Niemand stirbt so arm,  
dass er nicht doch etwas hinterlässt.*

Pascal

*«Bin weder in der Zeit,  
Noch völlig außer ihr;  
Ununterbrochenen im Fluss  
Des beispiellosen, weiten Augenblicks»*

Ahmet Hamdi Tanpınar

## Teil I

### Das Wunder

*Istanbul, Januar 2016*

11:11 blinkt es auf dem Display des Radioweckers in ihrem Eckapartment in den *Emre Pascha Suites*. Sie hat nicht gedacht, dass sie um diese Zeit noch im Bett liegen würde, aber der Flug gestern und die lange Fahrt mit dem Taxi von der asiatischen Seite nach Galata hatten sie angestrengt.

Sie hatte es bis zum letzten Abend aufgeschoben, Ayaz zu sagen, dass es aus war. Ihre Sachen hatte sie in den letzten Wochen heimlich in drei riesige Koffer gepackt, vor allem die schwere Winterkleidung aus den Secondhandshops in Berlin. Ein kleiner Lagerraum war gefunden, die Miete fürs Zimmer, es sollte doch eigentlich nur eine Zweck-WG sein, würde sie noch für weitere drei Monate zahlen. Ihr Fulbright-Stipendium lief bis Mai. Ihre CDs, die sie in Ayaz' Zimmer auf dessen Denon-Anlage gehört hatten, während sie sich liebten oder ihre Ausflüge ins Nachtleben planten, wollte sie ihm schenken. Ayaz sagte nichts, dann kamen ihm die Tränen, später folgte der Wutausbruch. Als Lee mit ihrem Reisegepäck unten an der Straße aufs Taxi wartete, begannen die ersten Aimee Manns, Kruder und Dorfmeisters, Lali Punas und Barbara Morgensterns durch den kalten Berliner Nachthimmel zu segeln. Hart prasselten die Plastikhüllen auf die Autodächer, die Silberscheiben flogen noch weiter und spiegelten das Licht, wenn sie durch den Schein der Straßenlaternen rauschten wie dankbare Blicke zurück. Lee sah zum Fenster hoch. Ayaz war vom Fenstersims wieder ins Zimmer getreten. Wahrscheinlich für Nachschub. Sanft flatterte ein Booklet an Lees Kopf vorbei, die Textseiten wirbelten wie die schönen Tänzer in ihren Gazeshirts

auf Dr. Mottes Loveparades. *Lost in Space*. Die hatte sie immer besonders gemocht, der Song war auf Endlosschleife gelaufen, als sie nach dem Abend im *Arkadasch* im gemeinsamen Wohnzimmer gesessen hatten, ganz nah beieinander. Ihre Beine hatten sich berührt, es war wie ein Stoß aus elektrischer Energie gewesen, dann hatten sie getanzt. *Baby kiss me like a drug / like a respirator*, Ayaz warf weitere CDs herunter. Eine der scharfkantigen Hüllen schlug auf der Haube eines Daimlers auf. Die Alarmanlage begann zu quäken. Dann kam ihr Taxi.

Sie ist noch zu müde, ihre Maschine war erst nach Mitternacht, aus Berlin kommend, auf dem Flughafen Sabiha Gökçen gelandet. Die Luft auf dem Flugfeld, sie waren auf einer Außenposition zum Halten gekommen und mussten in Busse umsteigen, war erstaunlich kühl gewesen. Lee war froh, dass sie warme Sachen dabei hatte. Die Einreiseformalitäten verliefen unkompliziert, als Amerikanerin brauchte sie für die ersten neunzig Tage kein Visum. Der Beamte, der ihren blauen Pass mit großer Sorgfalt durchblättert, bis er endlich die richtige Seite für den Einreisestempel gefunden zu haben schien, hatte zum Schluss sogar freundlich gelächelt und ihr auf Englisch ein «Welcome to Istanbul» mit auf den Weg gegeben. Sie hatte sich an den Duty-free-Ständen, die neben den Gepäcklieferbändern aufgebaut waren, noch ein Parfüm gekauft, Alien. Der Name und das merkwürdige, kronenartige Helmgesicht als Flaschenkopf auf dem violetten Körper der kleinen Flasche gefielen ihr. Sonnengöttin. Kriegerin. Etwas Machtvolles war von der Flasche ausgegangen und hatte sich auch in dem Duftkörper auf ihrem Handgelenk ausgebreitet. Sie hatte vor der Beziehung mit Ayaz eigentlich nie Parfüm benutzt, er hatte ihr zwei sehr schöne Flaschen geschenkt, *Opium* und *Jadore*, die er wunderbar zu ihrer Haut passend fand, nun hatte sie plötzlich Lust, sich ein neues zu kaufen. Wie einen Talisman. «Very warm», sagte die Verkäuferin und lächelte trotz der späten Stunde geduldig. «You can refill.» Während der stundenlangen Fahrt im Taxi roch Lee immer wieder an ihrem Handgelenk, merkte, wie groß die Stadt wirklich war und wie fremd. Bereits während des Anflugs war ihr beim Blick aus dem Fenster die schier endlose Wüste aus Lichtern

mit dunklen Flecken dazwischen aufgefallen, jetzt, von unten, sah sie die noch un bebauten Täler oder Hügel. *Sie sind im Irrtum, sie bauen und bauen ...* Hatte sie diese Zeile nicht vor Kurzem noch in Berlin gehört?

Der türkische Taxifahrer, der ihr erst begeistert in schlechtem Englisch von seiner russischen Frau erzählte, von der er sich nun leider scheiden ließ, *what a pity*, von einem schnalzenden Lippenlaut begleitet, als wollte er seine Verachtung über ein missratenes Gericht zum Ausdruck bringen, hatte lange vergeblich nach dem «Hotel» gesucht, fuhr durch enge Gassen voller Plastik und Kartonnagen an gespenstisch verriegelten Läden mit Graffitioren vorbei, fragte dann ein paar Jungen, die an einem spät nach Mitternacht noch geöffneten Kiosk an ihren Liefermofas lehnten. Die zuckten auch nur mit den Schultern. Aber dann standen sie davor, gar nicht so weit von der Metrobrücke entfernt, im Hang unterhalb Galatas. Im «Hotel» hatte Gott sei Dank noch eine Frau mit blond gefärbtem Haar auf sie gewartet, ihre Daten in den Computer eingetragen, ihr den Schlüssel zu ihrem Apartment mit Küchenzeile und das Internetpasswort ausgehändigt und ihr überaus herzlich *Welcome to Istanbul* gewünscht. Lee hatte den schweren Koffer allein die Treppe hinaufgeschleppt, der Aufzug funktionierte nicht, und die Frau an der Rezeption, *Melek Hanım?*, war schon wieder von dem formlosen Schreibtisch mit dem Registrationscomputer verschwunden. Lee trat in ihr Eckapartment, ließ den Koffer und die Laptotasche fallen, öffnete das Erkerfenster, ließ Luft in das stickige Zimmer, streifte die Schuhe ab und legte sich angezogen aufs Bett. Das alles hatte sie mehr angestrengt, als sie sich selbst eingestand. Die ganze Aufregung der letzten Tage ...

Das Hämmern, Klirren, Reden, Hupen begann im Morgengrauen, sie war aufgewacht, aber noch zu müde, wieder eingeschlafen, doch der Lärm hielt sie zusammen mit der Müdigkeit in diesem Folterkreis von Schlafen und Hochschrecken gefangen – wo war sie hineingeraten? 11:11. Sie schlägt die Decke zurück, sie trägt nur Unterwäsche, hatte sie sich irgendwann nachts noch ausgezogen? Sie geht ans Fenster,

sieht hinaus in die Gassen, da sind Geschäfte, die gestern Nacht hinter den Metalltoren und Stahljalousien verborgen gewesen waren, Schaufenster voller Eisenwaren, Lampen, Sanitärinstallationsartikel. Davor Männer an Fräsen; die Gasse ist Belade-, Ablade-, offener Arbeitsplatz. Funken sprühen, Rohre werden zurechtgeschnitten, Kartons ein- und ausgepackt, ein Kleinlaster bahnt sich durch das Gewimmel. Ohrenbetäubender Lärm. 11:11. erinnert an eine Engelszahl. Sie lächelt. Das könnte sie gut gebrauchen. Einen Engel. Sie stellt den Wasserkocher an, ein eingetrocknetes Glas Instantcafé steht noch vom Vormieter im Schrank. *Emre Pascha Suites* ... Na ja. Lee setzt sich an den kleinen Tisch in der Ecke und googelt:

*Sehr oft wird die Zahl 1111 als Weckruf wahrgenommen. Dies bedeutet, dass diese Zahl Sie aufwecken und Ihnen helfen sollte, herauszufinden, was in Ihrem Unterbewusstsein verborgen ist.*

*Diese Zahl sagt Ihnen auch, dass Sie ein spirituelles Wesen sind, also sollten Sie sich Ihrem spirituellen Leben mehr widmen. Die Engelszahl repräsentiert auch Ihren Weg zum Erfolg.*

*Diese Zahl hat immer eine positive Symbolik und kündigt etwas Gutes an, das in Ihrem Leben passieren wird. Sie müssen sich nur auf Ihre Lebensziele konzentrieren und nicht aufgeben.*

Ihre Lebensziele? Nun, sie ist hier! Sie liest weiter:

*Die geheime Bedeutung und Symbolik*

*Die geheime Bedeutung der Zahl 1111 hängt immer mit Neuanfängen und neuen Möglichkeiten um Sie herum zusammen. Ihre Engel geben Ihnen die Chance, etwas in Ihrem Leben zu ändern und von vorne zu beginnen.*

*Wenn Sie in der Vergangenheit Fehler gemacht haben, ist es jetzt an der Zeit, einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen.*

*Es ist Zeit, neue Dinge zu sehen und neue Projekte in Ihrem Leben zu starten. Jetzt ist genau der richtige Moment dafür, denn alles, was Sie jetzt beginnen, wird erfolgreich sein.*

Dann war sie ja richtig! Lee trinkt den Kaffee aus, stellt das Geschirr in die kleine Spüle. Abwaschen kann sie auch später. Es geht schon



auf Mittag zu, und sie hat Lust, die Stadt zu erkunden, bevor sie am Nachmittag Naumann besuchen wird, über den ihre Großmutter in ihrem Tagebuch so viel geschrieben, aber auch so viel verschwiegen hat.

Sie speichert die Seite mit der Engelszahl für später, macht sich ausgehertig, überlegt, ob sie auch den Laptop mitnehmen soll oder ob sie den am besten irgendwo einschließt? Nach dem Tod von Helene, der sie sehr mitnahm, hatte Ida, eine stille, aber sich immer in der Gruppe um Lee aufhaltende schwedische Austauschstudentin am Bard-College, ihr ein Paket Karten zugesteckt und ihr erklärt, sie solle dem Universum vertrauen. Lee hatte zuerst geschnaubt, dann aber festgestellt, dass sie die schön gemalten Landschaften und Sonnenaufgänge, die sie morgens als Tagesorakel zog, um dann die jeweiligen Nachrichten des Universums auf den Rückseiten zu lesen, vermisste, wenn sie den Morgen ohne sie begann. Sie hatte sich auf der *Website des Universums* angemeldet, ließ sich nun die täglich wie zufällig wirkenden Nachrichten und Links des Universums schicken, studierte alles langsam und genau, lächelte dabei immer, wenn sie sich vorstellte, diese Nachrichten der skeptischen Helene vorzulesen, von den Engeln, der Zahlenmystik, dem Reichtum, der in jedem Leben stecke, man müsse nur vertrauen, dachte dann aber wieder und wieder: vielleicht auch nicht. Vielleicht hätte Helene gar nicht gelacht, sondern mit ihrem Pascal gekontert, der nicht nur Philosoph war, sondern auch Priester: Aberglaube und Astrologie sind etwas, das wir nicht einfach abtun sollten. Solange wir nicht sicher wissen, was das Universum bewegt, und solange es hilft. Und es half Lee, diese Karten zu ziehen und nun seit Jahren ihre Morgen mit etwas Schönerem, Positiven, Bestärkenden zu beginnen. Es tröstete sie. Im Haus gegenüber gießt eine Frau Blumen. Lee winkt, ruft *Merhaba*, die Frau zieht die Gardine zu, ohne zu antworten.

Ein erster Gang führt sie durch die Gassen bis an die Tunnelbahn; sie weicht den Handwerkern aus, die auf der Straße Rohre zurechtschneiden, den Lieferwagen, die sich durch den Strom der Menschen schieben, die Kartons schleppen, Badezimmerarmaturen begutachten. Wie Flimmertierchen unter dem Mikroskop, dieses

Gewimmel, ein Gefühl, sich durch einem körperartigen Blutstrom zu schieben, in dem kein einziger Teil vom Ganzen weiß, aber doch alle ahnen, dass sie es sind, die diesen Leib aufrechterhalten. Gerüche nach Gebratenem aus den Imbissstuben. Lee bewundert die Jungen, die ungerührt Tee auf Tablett durch das Chaos balancieren. Sie merkt, sie wird von den Männern angestarrt, die sich über die kühlschrankgroßen Pakete lehnen, die sie von Lastwagen hieven, und jetzt rauchen und Pause machen. Gleich neben dem Eingang zur Tunnelbahn, in einem Büro der Verkehrsbetriebe, kauft sie sich eine *Istanbulkart*, lädt sie mit 100 Türkischen Lira auf, sucht bei einem der Straßenhändler eine gelbe Schutzhülle für die Karte, hält die Karte einen Moment lang in der Hand, als wäre sie unschlüssig, ob sie die Entdeckung der Stadt wirklich gleich beginnen sollte, fährt dann aber nicht zur *İstiklal* hoch, es ist noch zu früh – und merkt, dass sie sich zu warm angezogen hat. Das milde Januarlicht verspricht einen sonnigen Tag. Das «Hotel» befindet sich nur einige Hundert Meter Hürdenlauf zwischen den Elektrogeräten und Kupferrohren entfernt, und sie beschließt im *DEM*, das um die Ecke des Transportamtes liegt, zu frühstücken. Ayaz hat ihr dieses Café angepriesen, als er noch angenommen hatte, sie würde erst im Sommer nach Istanbul ziehen – gemeinsam mit ihm. Es sei eine kleine Oase; Lee setzt sich ans Fenster mit dem Blick ins Getümmel der Gasse, neben sich eine stille gelbe Mauer um die kleine Moschee, mit den Maulbeerbaumzweigen darüber und drei weißen Katzen neben einem ruhig vor sich hin rauchenden Verkäufer von Socken und Schuheinlagen. Es versetzt ihr einen Stich in die Magengegend, als sie freundlich auf Türkisch begrüßt wird und automatisch antwortet und nach der Karte fragt, so, wie Ayaz es ihr beigebracht hat. Während sie auf den Tee wartet, nimmt sie eines der Tagebücher Helenes zur Hand.

14. August 1936, Basel, Kreuzgasse 12

*Telegramm !!! – ich hab in meinem Leben kein schöneres bekommen: «Engagement assuré – arrivé samedi nécessaire. Spitzer»*

*Wilde Gedanken summen mir im Kopf. Kann ich fahren? Darf ich fahren? Muß ich fahren? Aber: Mama und Papa zu Hause in Aachen, jenseits der heiklen Grenze. Unfall. Verhaftung, was kann ihnen nicht noch alles passieren? Nichts Gutes jedenfalls. Ich bin keine gute Tochter, Ascheregen auf mein Haupt. Und nun dies: Nicht zu fassen. Spitzer, Leo Spitzer, hat mir eine Stelle in Istanbul besorgt! Herrgott, ja, eine wirkliche Tätigkeit. Wie bunte Kugeln schwebt mir diese Stadt vor, ich jongliere sie durch die Luft, ich bin so glücklich, und wie unverdient das alles! – ich, die kleine Helene, die nun das miesige Institut und den Status des ungewollten Gastes in der Schweiz endlich verlassen kann. Was für eine Stelle das sein soll, ist mir erst mal egal. Bei all der Hölle und Angst, die ich hinter mir gelassen habe, tut sich mir nun die Pforte zum Paradies auf. Auch wenn ich weiß, was Spitzer eigentlich von mir will. Sein Ruf eilt ihm ja voraus, und bei meinem Vortrag vor zwei Jahren auf der Konferenz in Berlin, da hat er nicht nur auf meine Beine gestarrt. Aber gut. Irgendwie komme ich da schon durch. Ich soll Samstag schon da sein! Ich bin losgezogen und habe mich nach den Fahrkarten erkundigt. Ich werde Heineken fragen müssen und Lisbeth, ob sie mir Geld leihen für das Billett, ich müßte schon am Mittwoch fahren, der Orient-Express braucht drei Tage; das ist ja schon morgen.*

*Heineken hat mir vierhundert Franken geliehen. Ich werde niemandem etwas sagen, ich habe versprochen, es ihr noch im nächsten Jahr zurückzugeben. Lisbeth hat geweint. Aus Wut oder aus Freude? Ich weiß es nicht. «Du Glückspilz», hat sie nur gesagt. «Du hast das große Los gezogen.» Sie alle haben wohl das gleiche gedacht: «Und was wird aus mir, wenn ich hier fertig bin?» Ich kann mein Studium nun in Istanbul mit der Doktorarbeit abschließen – und das auf einer richtigen Stelle! Ich stand eben da und blickte in den Spiegel im Gemeinschaftsbad dieser kleinen Pension. Ich mußte mich immer wieder kneifen. Nein. Ich bin keine Vertreterin einer Rasse. Ich bin eine richtige Frau.*

Lee hat die Tagebücher ihrer Großmutter schon gelesen, will aber noch einmal wissen, mit welchen Gefühlen Helene damals hierher-

gekommen war. Sie denkt an die Gespräche, die sie noch mit ihr geführt hatte, vor ihrem Tod. Neue Adresse, Bosphorus, hatte Helene dann süffisant gesagt, und ein Gedicht von Mascha Kaléko zitiert, das diese allerdings viel später, in Israel verfasste: *Das Weh bleibt, nur das Heim geht*. «Aber auch das ist nur die halbe Wahrheit, Lee. Istanbul hat mir die Augen geöffnet – dass es ein Leben auch ohne Zuhause gibt.» Lee hatte ihre Professorin am Bard College, Professor McLaughlin, gebeten, die Tagebücher, die Helene dem College, aber eben auch ihr hinterlassen hat, erst später mit in die Arendt Collection aufzunehmen; in ihrer Dissertation wolle Lee diese aufarbeiten und dann in Auszügen veröffentlichen. McLaughlin hatte zugestimmt, aber dass Lee die Tagebücher einfach mitgenommen hat, nach Berlin, dann nach Istanbul, war nicht vereinbart gewesen. Und der Extrakoffer mit all dem Papier kostete bei jedem Flug einiges an Aufpreis.

Aber wer, wenn nicht sie, sollte das Recht haben, die Aufzeichnungen zuerst zu lesen? Doch nur ihre Mutter, aber die, ja ... war an Helene nicht interessiert. Sie will ihrer Professorin am Abend endlich eine Mail schreiben und sie bitten, ihr die Entführung der Tagebücher zu verzeihen – vielleicht könnte sie sogar hier in Istanbul jemanden aufreiben, der ihr half, die Bücher zu digitalisieren? Sie könnte das zur Not auch aus eigener Tasche zahlen.

### *15. August 1936, Basel, Café Bäumler*

*Es ist heiß. Eigentlich müßte man schwimmen gehen, aber ich habe die Menses. Noch drei Tage, dann ... Heute Mama und Papa angerufen, hatte solche Angst davor ... Am schwierigsten war es, weil es mir besonders ans Herz ging, noch einmal Mamas Stimme zu hören. Hab mir am Morgen gleich ein Herz genommen und bin zur Post, meldete ein Ferngespräch an, dauerte einige Zeit, bis das Fräulein vom Amt das Gespräch vermittelt hatte. Vaters Stimme klang völlig überrascht. «Helene!» Dann rief er gleich Mama. «Aber Kind, muß das denn sein? So weit weg! In die Türkei! Ein junges Ding wie du. Du bist in der Schweiz doch in Sicherheit!»*

*«Ja, aber Mama, ihr seid es nicht, ihr müßt da raus, ich versuche, euch nachzuholen, euch Pässe zu schicken.»*

*Ich konnte hören, wie Vater, der neben dem Apparat stand und versuchte, alles mitzuhören, schnaubte. Er wird seine Arztpraxis nie aufgeben, auch wenn er jetzt, mit dem gelben Stern, nur noch Juden behandeln darf.*

*Dieses Chaos. Hab' um ihre Erlaubnis gebeten, ihnen nicht gesagt, daß alles schon besiegelt und beschlossen ist. Dieses verdammte schlechte Gewissen. Habe sogar geweint. So kann ich nicht fahren.*

*Mama hat aufgelegt. Sie kann es nicht akzeptieren, sagt sie. So ganz einfach weg aus Europa. «Das ist doch unser Heim!» Vielleicht rufe ich dann aus Istanbul wieder an.*

Lees Mutter hatte Helenes Nachlass ans Bard College gegeben, wo Helene die längste Zeit unterrichtete, gemeinsam mit Professor Blücher, dem Mann Hannah Arendts, und auf dessen kleinem Friedhof sie nun alle drei begraben sind. Der Ton von Lees Mutter klang beherrscht, fast kalt, als sie über das Telefon Anweisungen gab; sie wolle nichts, was sie an Helene erinnere, sie wolle nichts, es solle nur weg, weg, hatte sie irgendwann geschrien, ihr ganzes Leben habe sich Helene nicht um sie gekümmert, habe ihr nie das Gefühl gegeben, wichtig für sie zu sein, sie hätte ihre eigenen Erinnerungen in ihren Tagebüchern aufbewahrt, aber sie, die eigene Tochter, hätte sie immer nur belogen, wäre nicht mal zu ihren Schulaufführungen gekommen, geschweige denn zum Abschlussball. Wenn es nach ihr ginge, könne Lee mit dem ganzen Zeug von Helene machen, was sie wolle.

«Was meinst du damit, sie hat dich angelogen?», hatte Lee wieder gefragt, fast reflexartig, weil sie darauf nie eine Antwort bekam. Sie hörte die Mutter schlucken und in einem gereizten, leicht verschleierten Ton antworten. Trank sie nun schon am Morgen?

«Sie hat auch dich angelogen! Ihr ganzes Leben bestand aus nichts als Lügen! Exil, ja, große Theorien, ja! Nazis, ja, aber nichts, kein einziges Wort jemals für mich, keine Liebe, nichts! Und als ich alt genug war, hörst du?» Ja, Lee hörte es deutlich, drei große Schlucke und das Gluckern, als sie sich aus einer Flasche, sehr wahrscheinlich Wein, nachschenkte.

«Mama», unterbrach Lee.

«Mama, ha! Was glaubst du, wie Helene war? Eine Rabenmutter, die große blonde Theoretikerin und Lebedame, die sich von ihren Schülern und Kollegen hat auf Händen tragen lassen, ja! Mir aber nie erzählt hat, wer mein Vater war, ja. Wusste sie's nicht? Immer beflissenes Schweigen und für mich ein böser Blick, als wär ich an irgendetwas schuld gewesen, und dann ist sie aufgestanden, hat mich an die Hand genommen, uns beide angezogen und gesagt, wir sollten jetzt wohl einen Spaziergang machen. Bei Regen und Schnee. Oder in größter Hitze. Und wenn ich dann nach den stundenlangen Gängen immer noch quengelte, hieß es: Dein Vater ist nicht mehr im Bild. Wir brauchen ihn nicht. Wir brauchen ihn nicht! Sie vielleicht nicht, aber ich ... Ich hätte ihn gebraucht.» Lee hörte ihre Mutter schluchzen. «Das hat sie dir nicht erzählt, nicht wahr? Dass ich gelitten habe? Und bei all ihrer Grandezza, Auerbach hier und Dieckmann, Spitzer, Fuchs und Arendt da, konnte sie die kleinen Dinge, die für mich etwas bedeutet hätten, nicht mal erwähnen. Oder hat sie dir gesagt, wer dein Großvater war?» Lee spürte etwas in der plötzlichen Stille lauern, sie sagte nein und hörte in der Stimme der Mutter nun nicht nur den Gin oder den Wein, sondern eine Art Erleichterung.

«Gebettelt hab ich, gesucht hab ich, ihre scheiß Tagebücher, ihre verfluchten Briefe gefleddert, wenn sie im Seminar war oder ihre Vorlesungen gehalten hat. Ihre Studentinnen waren ihr immer wichtiger als ich!» Die letzten Worte klangen gemurmelt und fast schon zerknautscht aus den Miniaturmembranen heraus. Lee hatte ihr Mobiltelefon auf laut gestellt.

Sie war schockiert. Ihre Mutter hatte ihr immer erzählt, dass ihr Vater ein amerikanischer Leutnant gewesen sei, der im Korea-Krieg gefallen war. Und sie hatte doch auch diese Fotos gehabt, grobkörnige Aufnahmen von einem lächelnden jungen Mann in Uniform, der an einer Transportmaschine auf einem Flugfeld stand. Ein Mann, der gut zu ihr und ihrer Familienlegende gepasst hatte und dessen Bild sie immer bei Familienfeiern herzeigte, mit traurigen, aber stolz glänzenden Augen. Einen Heldenvater, so sagte sie, habe sie, die Mutter, gehabt. Er sei im Kampf für die Freiheit gefallen, die Freiheit der westlichen Welt. Für Amerika. Lee hatte das immer energierend gefunden, dieses dauernde Beharren darauf, dass sie die Guten waren und die

anderen der Feind. Amerika und seine Verbündeten, denen es den Takt vorgab, auf der einen Seite und der böse oder verwirrende Rest der Welt auf der anderen. Wahrscheinlich hatte ihre Mutter deshalb einen Sergeant der US-Armee geheiratet, aus Glaube und Hoffnung – und aus Trotz. Vielleicht aber auch nur, um ihrer eigenen Lügengeschichte vom Heldenvater, wie sich jetzt herausstellte, eine Grundlage in der Wirklichkeit zu geben. Auf einmal kam ihr ihre Mutter zerbrechlich vor wie ein altes Möbelstück, über das jeder sprach, auf das man sich aber niemals setzte. Der Leutnant war also gar nicht Lees Großvater? Wieso hatte ihre Mutter sie dann belogen, das war doch auch nicht besser als die Sache mit Helene? Aber als sie ihr das sagen wollte, hatte Lees Mutter schon aufgelegt, nur um Lee fünf Minuten später gefasst, aber mit zittriger, verletzter Stimme noch zu sagen, sie möge aber die Bilder, die Marie mit Helene, meistens jedoch ohne die Mutter selbst, zeigten, in Zeitungspapier einschlagen und mit den zwei Porzellan-Hunden, die sie ihrer Mutter einmal geschenkt habe, mit den eingravierten Grüßen aus Carolina, in einer UP-Box an sie senden. Über die Atmosphäre in Helenes Wohnung hatte sich ein Schleier gelegt. Helene hatte die Wohnung und die Einrichtung im Haus dem College vermacht, aber darauf bestanden, dass ihre Familie sich in aller Ruhe durch die persönlichen Dinge in ihrer kleinen Enklave in Rhinecliff durcharbeiten konnte, Dinge, die nicht fürs Archiv taugten oder einfach weggeschmissen gehörten. «Sei bloß niemals sentimental, wenn es um Sachen geht», das war Helenes Mantra gewesen. Letztlich hatte aber nur sie einen letzten Gang durch die Wohnung für die Familie beansprucht.

Lee hatte die Tagebücher anderer Emigrantinnen, die der Arendt Collection überlassen worden waren, fasziniert vor Ort gelesen, nachts in den großen Ohrensesseln der Olin Library mit Standlampe und Tischen daneben, die einem den Eindruck einer privaten Bibliothek vermitteln statt eines Collegelesesaals. Sie hatte ihrer Professorin, die aus der Collection ein Institut und Archiv für Exilliteratur und eine bedeutende Forschungsstelle über die Kreise deutsch-jüdischer Intellektueller in Amerika machen wollte, Helenes Tagebücher gezeigt – und sich selbst und ihr Projekt vorgestellt. Von der vergessenen Immigration in die Türkei, von der Stadt der Zuflucht, Istanbul, sprach Lee,

erinnerte die Holocaust-Spezialistin McLaughlin daran, wie zögerlich gerade Amerika der Bedrohung jüdischen Lebens in Nazi-Deutschland begegnet war, zitierte auswendig Albert Einsteins Brief von 1936, als sich der Astronom E. Finlay Freundlich, der Einsteins Relativitätstheorie als erster Wissenschaftler einer empirischen Überprüfung unterzog, nach Princeton beworben hatte – und abgelehnt wurde. «*He was told explicitly that they did not want to hire Jews at Princeton*», so Einstein. Als Beispiele für den gleichzeitigen Willkommenskurs der Türkei nannte Lee den Professor für Zahnmedizin, Alfred Kantorowicz, den die türkische Regierung nach neun Monaten Inhaftierung in Buchenwald eingeladen hatte, an einer türkischen Universität zu lehren, und ihn so befreite. Tausenden jüdisch-deutschen Intellektuellen und mehr als zwanzigtausend deutschen Juden bot die Türkei eine Zuflucht oder eine sichere Passage an, was viele nicht mehr wussten oder vergaßen. Und Lee wollte, gerade in Hinsicht auf den Kreis um Erich Auerbach, zu dem auch ihre Großmutter gehört hatte, zeigen, wie grundlegend die Exilanten durch ihre Arbeit an den Universitäten das türkische Bildungssystem veränderten. McLaughlin war elektrisiert gewesen. Zusammen mit ihrer Doktormutter von der Columbia University hieften sie Lee auf eine Stelle als Research Assistant, besorgten ihr ein Fulbright-Stipendium, mit dem sie auf die Suche nach weiteren Dokumenten nach Jerusalem, Hamburg, Marbach, Istanbul und Berlin gehen sollte, und wünschten Lee ein zügiges Vorankommen, wie sie es nannten, denn das Arendt-Institut würde, wenn sie auf eine feste Stelle spekulierte, bald promovierte Leute brauchen – und sie als nicht mehr ganz junge Frau wäre nun in ein, spätestens zwei Jahren, mit 29, gerade noch im richtigen Alter dafür. Helene hatte noch mitbekommen, dass ihre Enkelin als Freshman am College angefangen hatte. Sie hatten viel gesprochen, sie waren sich so nah gewesen, eine menschliche Nähe, aber auch eine zwischen zwei Frauen, die Lee mit ihrer Mutter niemals geteilt hatte und von der auch Helene mit großem Bedauern in der Stimme erzählte, sie habe diese niemals für ihre Tochter empfinden können.

«Weißt du, Lee, für deine Mutter war es sicher nicht einfach mit mir.» Es waren Gespräche auf der kleinen, das Haus am Hang umlaufenden Veranda mit Blick auf den Fluss, bei denen Helene rauchte, es



Lee aber verbot, eine schlechte Angewohnheit, du musst dir nicht alles von mir anschauen. «Ich habe keine Entschuldigung dafür. Ich war hier allein, eine Frau, ich hatte keinen Partner, ich wollte keinen Partner, ich wollte forschen und leben. Die Männer, die ich traf, hab ich nie mit nach Hause gebracht. Das war ja das Merkwürdige, ich wollte deiner Mutter zeigen, dass es auch ohne Männer geht. Ohne Abhängigkeit.» Sie trank von ihrem Gin Tonic. Wenn Lee nun daran dachte, wie wichtig Männer dann für ihre Mutter geworden waren und wie sehr sie sich in ihr eigenes Märchen vom Soldatenvater verrannt hatte, so sehr, dass sie sich ganz und gar von Helenes akademischen Freunden in den Universitätsstädten und College Towns abwandte, dann bekam sie fast Mitleid.

Es war für Lee wie eine Befreiung gewesen, nach Annandale-on-Hudson zu kommen, weil sie aus dem kleinen Ort in West Virginia, in den sich ihre Mutter mit ihrem Ehemann zurückgezogen hatte, endlich herauskam. Nicht dass es nicht auch schön gewesen wäre in der ehemaligen Holzfäller- und Kohlenbergbaustadt Thomas, wenn man das Wandern in den dichten, oft gar nicht recht erschlossenen Wäldern, Schwarzbären, Craftbeer und hausgemachte Eiscreme liebte. Die Mädchen von der Highschool gingen, wenn sie auf Abenteuer aus waren, mit Jungen von der Highschool aus dem benachbarten Davis aus, flanieren auf den Bürgersteigen vor den historischen Gebäuden aus der Zeit des Sezessionskriegs auf und ab, in denen sich neuerdings auch Bioläden, Fair-Trade-Shops, alternative Modeboutiquen und Kunstgalerien ansiedelten. Die Jungen aus Thomas machten das Gleiche mit den Mädchen aus Davis, in Thomas endete man in der *Purple Fiddle* mit alkoholfreien Drinks, knutschte oder legte sich hinter der Bowlingbahn ins Gras und vögelte. Lee war das nie genug gewesen. Sie träumte von fernen Ländern, die sie in den Büchern aus der Stadtbibliothek kennenlernte, von Abenteuern in Oz, in Mittelerde, auf dem Winterplaneten, wo die Menschen je nach Liebespartnern das Geschlecht wechseln. Die Bibliothekarin, Mrs. Peakes, hatte es früh aufgegeben, Lee Empfehlungen zu geben oder ihr in ihre Leseliste hineinzureden, dass Baums Oz-Bücher natürlich richtig waren für die achtjährige Lee, Science-Fiction von Ursula K. Le Guin oder Tolkiens *Herr der Ringe* aber doch eigentlich noch nichts für das rotblonde Kind,

das auch immer allein kam, nachdem es mit der Mutter den Leseausweis beantragt hatte. Die Weltreisen gingen weiter, auch die nach innen, zwölfjährig mit Anna Karenina und Jane Eyre, im Alter von dreizehn Jahren mit Oskar Matzerath, Ishmael, Holden Caulfield oder Frankenstein. Und immer wieder Stephen King. «Bisschen frühreif», konnte sich Mrs. Peakes einen Kommentar nicht verkneifen, auch weil die junge Lee mit der Marzipanhaut in Schuluniform dann regelmäßig Filme mit Ingrid Bergman, von David Lynch und Wong Kar-Wai auslieh und Mrs. Peakes ihr nur mit Zittern *Lolita*, Buch und Verfilmungen, und nur mit Kopfschütteln *Eyes Wide Shut* verbuchte und über den Tresen schob.

In ihrer Großmutter fand Lee endlich einen Menschen, der sie mit all ihren Ängsten, in Small Town America zu verkümmern, und den Hoffnungen auf etwas anderes ernst nahm. Die Collegejahre Lees waren die letzten Lebensjahre Helenes gewesen; als Lee ankam, unterrichtete Helene schon gar nicht mehr. Sie lebte glücklich in ihrem kleinen weißen Holzhaus in Rhinecliff am Hang mit Blick auf den Hudson. Außer einem Chinarestaurant an der Bahnstation, in dem ein angeblich zertifizierter *Peking Duck*-Koch die Gäste verwöhnte, und einem kleinen, nur unregelmäßig geöffneten Tabak-, Zeitschriften- und Getränk Laden gab es hier zwar auch nichts: nur Natur und den verheißungsvollen Halt der silbernen Amtrak-Züge, die dann mit Tuten und Pfeifen wieder nach Buffalo, Niagara Falls und Montreal lossirrten oder zur Penn Station, New York. Aber Lee genoss die Sonntage, die sie mit ihrer *Granny* verbrachte, wie nur ihre einzige Enkelin sie nennen durfte, mit leichter Verschmitztheit. «Meschugge», knurrte sie, wenn Lee sie in ihrem alten Honda in Rhinecliff abholte und sie zum Lunch nach Rhinebeck ins *Beekman Arms* fuhren, ein altes, verrußtes Hotel mit dauernd brennendem Kaminfeuer im Gastraum – selbst im Sommer der Atmosphäre wegen. «Auch das Alter kann man hier bloß leben wie in einem Werbeprospekt. Flauschiger Teppich, Granny im Lehnstuhl, brennender Kamin. Amerikaner wollen Komfort. Selbst wenn die alten Knochen knacken und es draußen so heiß ist, dass eine Biene in der Sonne verbrennen würde – innen ist es recht kühl. Und natürlich braucht man dann zum Wohlfühlen gleich wieder ein Feuer.» Im *Beekman Arms* hatte sich, wie es auf der Gedenkplakette

neben dem Eingang hieß, Washington ein paar Nächte aufgehalten, auf seinem Guerilla-Feldzug gegen die überlegenen britischen Kräfte, die von Boston bis Kingston auf der anderen Seite des Hudsons zunächst alle wichtigen Positionen besetzt hielten und weiter herrschten, als wäre der Aufstand der eigenen, weniger gut bewaffneten und zahlenmäßig unterlegenen Untertanen gegen die Krone bald wieder vorbei.

«Deine Mutter würde jetzt Cherry Pie bestellen», sagte Helene nach einem allzu üppigen Lamnbraten mit Kartoffeln, dessen Reste sie sich einpacken ließ.

«Unbedingt!» Die Enkelin grinste, und beide studierten die Karte noch einmal genau, als gäbe es dort auch nach dem zwanzigsten gemeinsamen Lunch noch Geheimnisse zu entdecken. «Washington! Hip hip hooray!»

«Key lime?», flüsterte Helene augenzwinkernd und sich ein wenig zu Lee vorbeugend. Worauf sie beide unisono auf Deutsch im altherwürdigen Saal der Taverne ein lautes «Sauer macht lustig!» ausstießen, sehr zum indignierten Stirnrunzeln der reichen New Yorker Wochentouristen, für die dieses Rhinebeck so etwas wie der heilige Gral eines Upstate-New-York-Kurzaufenthaltes war, und zur stillen Belustigung des Personals, das das diesem Ausruf folgende Gelächter der beiden Ladies vom Bard College schon gewohnt waren und entzückend schräg fand.

Bei ihrer Großmutter fühlte Lee sich angenommen. Sie war anders als in West Virginia, sie war mehr ... sie selbst. Helene hörte zu und ließ sich sogar die Tank-Girl-, Swamp-Thing- und Watchmen-Comics zeigen und erklären, die Lee in ihrem Freshman Year so exzessiv las. Helene schenkte ihr eine alte Ausgabe der *Katzenjammer Kids*, und beide amüsierten sich dann köstlich über die Zwillinge Hans und Fritz, die sich keinen Autoritäten beugten und selbst der *Mama* und dem schiffbrüchigen Kapitän, der als Ersatzvater fungierte, heftige Streiche spielten. Einmal banden die Kids sogar eine Kanone auf ihre Bulldogge und jagten den Kapitän dann die Bäume hoch. Die Katzenjammer Kids sprachen ein sehr deutsches Englisch, in den Comics war das mit den vielen Konsonanten in den Sprechblasen angedeutet – und Helene und Lee lasen sich die Strips abwechselnd vor, kichernd wie

kleine Kinder. Manchmal kamen sie aus dem Lachen gar nicht mehr heraus, wenn sie dann Vokale und Konsonanten in den deutschen Wörtern der Dialoge in die Länge zogen, wie sie «Achtunnnngg, Knirrrrrrrps!» riefen, wie der Schulmeister, oder wenn sie das wie ein Epitheton immer wieder auftauchende «Say watt iss?» des gestrandeten Kapitäns genüsslich zirkulieren ließen. «Ich weiß, Lee, deine Mutter hat kein Deutsch mit dir gesprochen, wahrscheinlich wegen mir.» Und manchmal wurde Helene dann sentimental. «Das, was wir hier tun, hätte ich mit ihr tun müssen. Das ist jetzt eine Generation zu spät.» Aber meist fing Helene sich ganz schnell wieder. «Warte», sagte Helene, «ich zeige dir die Originale, auf die sich Rudolph Dirks damals bezog, als der Verleger Hearst ihn 1897 um eine Serie für das *New York Journal* bat.» Helene zeigte ihr Max und Moritz, die Lee aber nicht einmal halb so amüsan fand.

Vielleicht lag es an dem Verständnis Helenes und der Haltung, die sie immer ausstrahlte, dass sie hierhergehöre, aber eben nicht ganz, sie war eine Immigrantin, Exilantin geblieben, sprach bewusst mit ihrem Akzent, sie hatte kämpfen müssen, war niemals bereit gewesen, sich anzupassen, sondern stets darauf bedacht, sich das Eigene nicht verderben zu lassen, komme, was wolle. Selbst als Neunzigjährige strahlte sie mehr Energie aus, mehr Lebens- und Weltgewandtheit als alle die Mütter von Lees Freundinnen und Freunden in West Virginia zusammen – kein Wunder.

«Weißt du, Lee, in meinen besten Jahren, als mich alle hier verheiraten wollten, selbst Heinrich und Hannah haben mir da immer wieder ledige Freunde und Bekannte vorgestellt, als wäre man kein vollständiger Mensch, wenn man keinen festen Partner hatte, da bin ich oft mit dem Auto in die Catskills gefahren, über die Brücke nach Kingston, bin schwimmen gegangen, meistens mit Badeanzug, aber nicht immer, habe mich an Lagerfeuern von Campern aufgewärmt, mich manchmal von Hippies abschleppen lassen, das ganze freie Leben gelebt, das damals in Woodstock und in den kleinen Orten an den Berghängen zelebriert wurde. Ich habe mich fallen lassen. Vielleicht war das nicht immer gut. Aber, na ja ... du wirst da deine eigenen Erfahrungen machen.»

Helene blickte Lee bedächtig über die Speisekarte hinweg an.

«Männer sind keine Erfüllung. Ich habe mich mit Hannah deswegen oft gestritten, obwohl sie ja auch nicht mit ihrem Heinrich hier draußen lebte, sondern lieber ihr eigenes Leben in New York führte. Sie war seltsam konservativ für so eine beachtliche Frau.»

«Aber du hast ihre Philosophie doch gemocht?»

«Ja, sehr!» Helene hielt einen Moment lang inne und zitierte dann. «*Es gibt keine gefährlichen Gedanken; das Denken an sich ist gefährlich.*»

«Das klingt so, als wäre es auch dein Motto.»

«Das ist es auch, Lee. Hannah war eine Humanistin. So mutig und provokativ hat niemand sonst über unsere Welt nachgedacht. Immer wieder warnte sie vor der Gefahr, dass auch in der Philosophie die Pluralität und die Realität unserer gemeinsamen Welt zu sehr abstrahiert und verschleiert werden. Wenn wir eines brauchen, pflegte sie zu wiederholen, dann, dass sich Intellektuelle für die Bedeutung der öffentlichen Sphäre einsetzen, dass sie so sprechen und schreiben, dass man das Denken versteht. Nur dann kann Einsicht auch in Handlungen umgesetzt werden.»

Helene seufzte. «Aber sie war auch sehr entschlossen und verteidigte die Bedeutung der Privatsphäre. Selbst vor ihrem Mann, selbst vor ihren Freunden. Wie hat sie das immer ausgedrückt: ›Einsamkeit ist die Voraussetzung für ein Leben in der Öffentlichkeit.‹ Eine Zeit lang wurde sie von allen in Anspruch genommen, von Liberalen und Konservativen umarmt, aber auch von Verfechtern aller politischen Richtungen angefeindet. Vielleicht ist das auch das Beste an guten Gedanken: dass sie niemals allen passen.»

Helene war besser über die Debatten und Diskurse der Gegenwart informiert als selbst die meisten ihrer Lehrer hier am College, und die waren nicht einmal halb so alt wie Helene. Und sie war lebenslustiger. «Wir sind Überlebende», sagte Helene, wenn Lee sie auf ihre Neugierde, auf ihren anscheinend unstillbaren Lebenshunger ansprach. «Wir müssen es den Nazis zeigen, dass wir sie überlebt haben. Das ist die echte Rache.» Helenes Geist wachte über Lee, selbst als sie gestorben war. Wann immer Lee zweifelte, ob sie dieses oder jenes tun, dieses oder jenes wagen sollte, hörte sie die tröstliche, tiefe, vom Rauchen kratzige Stimme ihrer Großmutter: «Alles, Lee, du musst alles lesen! Und erleben! Erleben! Sonst hat es auch keinen Sinn.»

Und wenn sie bis tief in die Nacht von der grauenvollen braunen Zeit in Deutschland sprachen, dann von der angstvoll unruhigen Zeit in der Schweiz, aus der Helene sich durch die wundersame Einladung in die Türkei hatte retten können, reichte es für Lee manchmal bis an den Rand des Erträglichen, weil Helene bei ihren Erzählungen nichts beschönigte und nichts verschwieg.

«Die traurige Wahrheit ist, dass das meiste Böse von Menschen getan wird, die sich zwischen Böse und Gut nicht entschieden haben.»

«Warum redest du nie Deutsch mit den Professoren aus dem *German Department*?»

Helene zuckte mit den Schultern.

«Mir geht die Ungeschicklichkeit der Deutschen auf den Geist. Sie scheinen nie zu wissen, ob sie sich in ein Gespräch über die Vergangenheit überhaupt trauen können. Aber sie scheinen die Schwierigkeiten, einen Weg aus ihrem Schuldkomplex zu finden, auch zu genießen. Und wenn ich dann gängige Redensarten höre, wie ›Das Vergangene sei noch nicht vergangen‹, ›Man könne doch kein Gras über die Sache wachsen lassen‹ oder ›Nie wieder!‹ und ›Man muss, bevor man etwas abschließt und neu beginnt, erst einmal darangehen, die Vergangenheit zu bewältigen‹, dann überfällt mich das Grausen. Bewältigen? Das kann man wahrscheinlich mit keiner Vergangenheit, ganz sicher aber nicht mit dieser. Das Beste, was man vielleicht erreichen kann, ist es, diese Vergangenheit zu kennen, zu wissen und auszuhalten, dass es so und nicht anders gewesen ist, und dann zu sehen, aber auch abzuwarten, was sich daraus ergibt. Hannah hat Johnsons *Jahrestage* geliebt, die musst du mal lesen. Der hat es vielleicht geschafft, so zu schreiben.» Helene machte eine Pause und grinste. «Dann wird auch dein Deutsch besser.»

Wenn sie dann beide still wurden, auf der bequemen Ledercouch in Helenes altem Holzhaus inmitten der Wälder unweit des Hudsons saßen und den Geräuschen des Hauses, dem Zirpen der Insekten und den Lauten der Nachtvögel lauschten, lehnte sich Lee oft an Helene oder ließ sich von ihr in den Arm nehmen, bis Helene die tiefdunkle Stimmung auflöste mit einem energischen «Komm, wir gehen ins Bett». Man munkelte unter den älteren Professoren-Generationen am Bard College noch immer über die «Eskapaden» ihrer Großmutter,

aber auch, dass diese, zusammen mit ihren Vorlesungen zur politischen Theorie, zum Werk Arendts und Auerbachs und zum Begriff des Exils in der Literatur, nicht wenig zu ihrer Popularität beigetragen hatten. Sie, Helene, war berühmt dafür gewesen, mit ihren Abschlussjahrgängen, einige Fässer Bier, Kästen von Wein, Sandwiches und Picknickdecken im Gepäck, abends loszuziehen und dann zum Abschluss nachts nackt im Hudson zu baden.

Lee fühlte sich durch Helene bestärkt. Sie hatte in den Überblickskursen zur Literatur in einem Seminar zur *Femme fatale* als Figur der Befreiung Anaïs Nin für sich entdeckt, ihre Tagebücher gelesen, ihre erotischen Geschichten; sie hatte beim Lesen Anaïs' Entdeckung ihrer Leidenschaften und Möglichkeiten miterlebt. Ihre eigenen Ausgaben waren voller Unterstreichungen gewesen; einer ihrer Lieblingssätze stammte allerdings gar nicht von Nin, sondern von Allendy, Anaïs' drittem Geliebten in den Pariser Jahren, genauer gesagt von 1938, kurz nachdem sie June und Henry Miller kennengelernt hatte; Allendy praktizierte so etwas wie eine den Körper integrierende Psychoanalyse mit ihr: *«The more you act like yourself the nearer you come to a fulfillment of your real needs.»* Anaïs erinnerte sich genau an diesen Satz, weil es um Liebe ging und um den Unterschied zu Sex – aber Allenby, ein guter Verführer, benutzte das nicht, um Sex abzuwerten, im Gegenteil. *Act like yourself...* Eben. Nur wenn man handelte, wenn man sich ausprobierte, konnte man herausfinden, wer man war, was die eigenen wahren Bedürfnisse waren, was man sich wünschte, welche Art von Identität. Und war das, dieser Mut, sich zu finden und sich neu zu erfinden, nicht gerade das, was sie von West Virginia weggeführt hatte?

«Die Leute da glauben», hatte sie ihren großstädtischen Kommilitoninnen am Bard College im Dormitorium nahe am Hudson River erzählt, «dass das Benzin tatsächlich direkt aus den Zapfsäulen der Tankstellen kommt. Als Belohnung und Ersatz für ihre Kohle.» Ein paar ihrer Mitstudenten hatten den Witz nicht verstanden. Aber die verstanden auch nichts, als sie in American History die Ölkriege im Irak und den Rachezug wegen 9/11 in Afghanistan kritisierte, *somebody must pay for hurting the USA*, oder als sie radikal-marxistische *reading groups*

gründete und eine Protestgruppe von Vassar und Bard gegen den Missbrauch von Wahlspenden durch Giuliani bis nach Washington anführte und dafür die Presse mobilisierte, ihre erste große Aktion. Und sie hätte die ganze Absurdität West-Virginischen Lebens auch mit Chicken Wings, die man bekanntlich auf Feldern erntet, oder anhand von Fischstäbchen, Strom, Strohhalmen, Billigkleidern, Plastikbechern und Instantkaffee durchexerzieren können. Helene unterstützte sie, als Lee als Herausgeberin der College-Zeitung verschiedene Aufrufe gegen eine naive Wir-sind-aber-doch-gute-Leute-weil-wir-Amerikaner-sind-Haltung der komfortabel, aber konstant im Minus und auf Pump lebenden Mehrheit der Mittelschicht aus den Vorstädten verfasste und diese als Pamphlete in Nacht-und-Nebel-Aktionen an Rathäusern, an Kirchenborde und Schaukästen lokaler Sportvereine plakatierte. *America needs not to be great, it needs to be sane*. Sie probierte auch *green* statt *sane* oder *it needs justice and peace*. Lee und Helene waren sich einig, dass die meisten Leute, selbst wenn sie keine Fahne in ihrem Vorgarten hissten und sich nach außen liberal gaben, doch insgeheim überzeugt waren, im großartigsten Land der Erde zu leben. «Sich selbst für großartig zu halten birgt in sich schon den Keim zum Massenmord.» Das Schreiben politischer Essays lernte Lee in den ersten Jahren am Bard College: die Leute herauszufordern, sie aber auch zu überzeugen. «Wenn dir keiner zuhört, kannst du auch keinen auf deine Seite ziehen. Das amerikanische Grundproblem ist das Phlegma der Leute. Du musst sie immer wieder daran erinnern, dass es noch etwas anderes gibt als den täglichen Einkauf bei eBay oder im Supermarkt und die nächste Serie.»

Helene brachte Lee das Provozieren bei. Sie ließ sie Bücher zu spät in die Olin Library zurückbringen und gab ihr die Aufgabe, sich dann findig aus den daraus resultierenden Gebühren herauszuargumentieren; sie ließ sie in Restaurants, wenn etwas am Essen nicht gut oder schlicht langweilig war, die Wahrheit sagen: «Der Koch war verliebt, oder? Das Rebhuhn war vollkommen versalzen.» Und wenn berühmte Wissenschaftler oder Denker zu Gast waren, um Vorträge zu halten, setzte Helene sich mit Lee in die erste Reihe und stupste ihre Enkelin direkt nach dem Vortrag in die Seite, damit sie die erste Frage stellte. Sie achtete darauf, dass Lee sich nicht mit einer oberflächlichen Ant-



wort zufriedengab, dass sie die Person, wer auch immer Bedeutendes es war, nicht so schnell vom Haken ließ, weiterfragte, was Lee bei den ersten Malen ein derart wildes Herzklopfen einbrachte, dass sie dachte, sie müsse sterben. Das war schon mal was. Sich nicht zufriedengeben mit dem, was war. Und am Bard College zu studieren, hieß experimentieren, das förderte man. Sie konnte ihren Anaïs-Satz ausprobieren. Sie änderte ihren Vornamen von Mary-Lee zu Lee. Das klang nach mehr, wie Harper Lee, Bruce Lee, Lee Miller. Nach Kunst und Welt und Abenteuer. Und Helene hatte genickt, ihr einen Klaps gegeben, «Nur zu» gesagt und gelächelt. «Finde heraus, wer du bist, was du sein willst. Niemand wird schon fertig geboren, und was du erlebst, darf nicht das Einzige sein, was dich prägt. Sonst ist deine Vergangenheit nur ein Gefängnis. Du wirst es schon schaffen. Du wirst es schon sehen.» Und Helene half Lee auch, ihre Gedanken zum Exil, das sie ja, geboren und aufgewachsen in den USA, nur aus ihrer Lektüre, den Erzählungen Helenes und dem Schweigen ihrer Mutter kannte, in wissenschaftliche Prosa zu fassen.

*Edward Said entwickelt sein Konzept des Exils – sowohl als physische Bewegung in einen fremden Lebensraum als auch als hermeneutische Situation oder sogar als Modus der kritischen Aktivität. Er entwickelt dieses Konzept in Auseinandersetzung und als transhistorischen Dialog mit Erich Auerbach. In seinem Bemühen, die Wechselbeziehung zwischen kulturellen Diskursen und historischen «Wissensregimen» zu beschreiben, zeigt Said, dass das intellektuelle Exil (aus dem die säkulare Kritik hervorgeht) die Vorstufe zu einem konkreten Akt der kulturellen Wiedergewinnung ist: nämlich die Wiederaneignung und Mobilisierung von Texten durch einen exilischen Willen zur Interpretation und Synthese. Durch eine eingehende Untersuchung von Auerbachs «Philologie und Weltliteratur» und Saids «Säkularer Kritik» vergleiche ich das Bewusstsein der Autoren aus ihrer weltlichen soziopolitischen Situation heraus, evaluiere ihre humanistischen Ziele und ihre Lesarten der Kulturgeschichte, die sie in Form von literarischen Darstellungen und Interpretationen der Realität durchgespielt haben. Auerbach, in seiner kulturellen Entfremdung als Jude, der während des Zweiten Weltkriegs im Exil in Istanbul lebte, nimmt für Said eine solche Schwellenposition ein, sein Buch Mimesis wird zum Ausdruck exilischen Bewusstseins und kulturellen Widerstands.*

Als Lee Helene ihr *abstract* zeigte, schüttelte die noch den Kopf. «Damit kannst du dich so nicht bewerben, Lee, das ist Geschwurbel, viel zu verkopft – vielleicht blickst du zuerst über den Rand der Theorie hinaus und verstehst uns alle besser, wenn du die Briefe von Erich Auerbach, die Tagebücher von Traugott Fuchs, Lieselotte Dieckmann und natürlich auch meine eigenen liest.»

Die Übergabe der Tagebücher an Lee war kurz vor Helenes Tod un-sentimental, aber mit großer Zuneigung geschehen – und ohne dass eine von beiden geweint hätte. Helene hatte irgendwann geahnt, dass sie in den nächsten Monaten sterben würde, und die Achseln gezuckt. «Deiner Mutter gebe ich die meisten Sachen, die ich habe, sie wird sowieso alles dem College überlassen, damit die es entweder aufbewahren oder entsorgen – aber für dich sind die besonderen Bücher, meine Aufzeichnungen. Hüte sie, lies sie, verwende sie. Du wirst schon etwas damit anfangen, da bin ich mir sicher.» Es war ein Pakt zwischen den Frauen gewesen, ein Vermächtnis, die Arbeit fortzusetzen, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Lee hatte diese Aufgabe gebraucht, dieses Vertrauen. Die Beisetzung Helenes war, wie sie es wollte, ganz im Stillen geschehen. Botstein, der Präsident des Bard College, hatte Lee an sich gedrückt und sein Beileid bekundet, Dean Smith und einige ehemalige Kollegen waren mit ihr ins *Beekman Arms* gefahren, Helene hatte das Menü des Totenschmauses selbst zusammengestellt.

«Was werden Sie nach Ihrem Abschluss nun tun, Lee?», fragte Dean Smith sie beim Kaffee. Lee hatte darauf keine Antwort. Sie war selbst überrascht, wie sehr sie der Tod Helenes – und auch, dass ihre Mutter die Beisetzung vollkommen ignorierte – mitnahm. Als Lee in Thomas anrief, um die Todesnachricht zu übermitteln, hatte ihr Vater den Hörer an Lees Mutter weitergereicht, die dann sofort überlegte, wie man Helenes Leichnam am besten und günstigsten nach West Virginia in das Familiengrab transportieren könnte.

«UPS hat einen guten Transportservice für so etwas, ich habe mich schon erkundigt.»

«Mama!»

«Und wir machen es ihr hier dann ganz schön, sie kommt neben Charles und Joanna, da ist noch genug Platz, und wenn ich dann einmal nicht mehr bin, kannst du ...»

«Mama!»

Als Lee dann am Telefon Helenes Anweisungen für die Beisetzung auf dem Friedhof vom Bard College neben Heinrich Blücher und Hannah Arendt durchgab, hatte ihre Mutter sie angeschrien. Es war, wie Lee später vermutete, wohl eine Mischung aus Enttäuschung und Schmerz gewesen, aber die Auseinandersetzung, die daraufhin folgte, zerrüttete ihr Verhältnis für die nächsten Jahre noch mehr.

Nach dem College war Lee ohne festen Plan nach New York gegangen, hatte alle möglichen Arbeiten übernommen, gekellnert, politische Kampagnen für die hoffnungslos abgeschlagene grüne Partei als unterbezahlte Hilfskraft begleitet, hatte mit wechselndem Erfolg Artikel für Zeitschriften geschrieben und die Nächte in Klubs durchgetanzt, war Beziehungen eingegangen, nur um sie wieder zu lösen, hatte in Galerien gejobbt, sich von Künstlern als Modell fotografieren lassen, sich von Partys und Flirts vereinnahmen lassen, den schnellen, fiebrigen Entscheidungen, wer mit wem nachts zurück im Taxi fuhr. Trotzdem fühlte sie sich allein. Es war, als lebte sie seit Helenes Tod unter einem dichten Schleier, durch den nur das Extreme zu ihr durchdrang. Sie vermisste ihre Großmutter. Das Leben in New York bescherte ihr Abstürze, die sie so noch nie erlebt, aber die Stadt entfachte auch Mut in ihr, den sie bislang so von sich nicht gekannt hatte.

Die Dates und Dinner mit Liebhabern und Internetbekanntschaften ließen Lee seltsamerweise einsamer zurück als das heftige, offensive Spiel in den Klubs, wo niemand «etwas Festes» suchte – außer der Überschreitung der eigenen Grenzen. Wollte sie keine Menschen mehr um sich? War sie für ein Leben mit jemand anderem einfach nicht bereit? Oder war sie zu jung? Oder war es die Stadt, New York, die sie verunsicherte? «Lee, es ist nichts Schlimmes, wenn man sich nicht verliebt, wenn man keine Kinder will, wenn man letztlich allein leben möchte.» Helene hatte das schon zu ihr gesagt, als Lee noch am Bard College war. Da war ihre Großmutter bereits krank gewesen, die Krebsdiagnose hatte sie vor Lee ebenso lange geheim gehalten wie Lee ihre ersten Party-Nächte am College. «Du musst bei dir bleiben, Lee, finde heraus, was dich glücklich macht, egal ob das ein Mensch ist oder ein Tier.» Sie lachten beide, weil sie an Helenes Hündin, Daria,

denken mussten, einen kleinen Zwergpudel, der über vierzehn Jahre an ihrer Seite über die Hügel des Bard College getraht war. «Warst du denn nie mit jemandem glücklich?», fragte Lee und hielt Helenes Hand. Helene neigte einen Moment lang den Kopf so, wie der Pudel immer geschaut hatte, verwundert, neugierig und mit einem warmen Vertrauen in den Augen, dass nichts die Welt um einen herum erschüttern könne. «Doch, immer wieder. Aber nicht länger. Einige Menschen finden das Glück in menschlichen Beziehungen, andere nicht. Da kann man fast an Religionen glauben. An Klöster. Die Wissenschaft und die Kunst, das sind auch solche Dinge, mit denen man sich ein Leben lang beschäftigen kann – ohne sich einsam zu fühlen, ohne wirklich etwas zu bereuen. Du wirst sehen, welcher Weg für dich der richtige ist.» Schließlich war Lee wieder auf die Hilfskraftstelle nach Bard zurückgekehrt, eineinhalb Jahre nach Helenes Tod. Dean Smith hatte sie angerufen. «Wenn Sie wollen, Lee, kommen Sie zurück!» Eine Position, die schließlich zu einer Doktorandenstelle aufgewertet wurde. Es fiel Lee bis heute schwer, anzuerkennen, dass sie diesem Moment ihr jetziges Leben verdankte. In New York hatte sie zuletzt oft am Fenster gesessen, den Schneefall beobachtet und die bittere Kälte gespürt, die ihren Weg durch das dünne Glas suchte und sie wieder und wieder zu irgendeiner Unzeit zwang, über ihr Leben seit Bard nachzudenken. Nach Helenes Tod hatte sie eine seltsame Apathie befallen. Zuerst hatte sie gedacht, ein Jahr Pause würde nach Jahren des akademischen Forschens und Austausches erfrischend sein, aber es war weder einfach noch erfüllend. Sie hatte dann versucht, an ihre Lieblingsmomente während ihres letzten Studienjahres zu denken, aber dabei kamen ihr immer nur wieder die Gespräche mit Helene in den Sinn, das anregende Umfeld, in dem sie sich während ihres Studiums befunden hatte. Seit Helenes Tod war Lee uninspiriert, aber von einer rastlosen Energie erfüllt, die sie einfach nicht loswerden konnte. Sie sagte Dean Smith zu. Da war er endlich, ein neuer Lebensabschnitt, letztlich auch dank Helene und ihrer Tagebücher. Diese Aufzeichnungen hatten sie schließlich auch hierhergeführt, nach Istanbul.

Das Licht kommt in Wellen. Die Gardinen wehen ins Krankenzimmer wie die Taschentücher von Menschen, wenn sie einem Zug hinterherwinken. «Sterben ist nichts für Kinder», murmelt er, noch nicht ganz wach. Am Ende des Bettes tickt es. Welche Uhr?

Formlos ist das Licht, weich und körnig, gelblich, ein bisschen Heimat, ein bisschen verkommen. Er muss an Klaviere denken, die hat er immer bewundert, gehasst. Er öffnet den Mund. Kein Ton rauszukriegen, der richtig war, diese elfenbeingelben Tasten, aller Unterricht für die Katz. War das sein Vater gewesen? Seine Zunge schmeckt schwer und belegt. Der kam nicht zum Bahnsteig, winkte nicht zum Abschied.

Das gelbe Licht, die Gardine, das Stückchen Himmel. Seine kleine, bescheidene Welt. Tick. Tick.

Das Tack-Tack-Tack der Stiefel auf den Straßen, Marschtritt, wie hartes Rauschen am Meer. Muscheln und Steine klicken, stoßen einander an, prallen an die Knöchel, reißen die Haut auf, man schwankt. Das Kind wird umgeworfen von so viel Gewalt, brüllt, setzt sich auf den Hosenboden, wird von der Welle weggespült, greift in den Sand. Tausend Körner-Steinchen-Muschelsplitter schürfen die Haut ab, scharfer Schmerz. Die Mutter längst tot, der Vater nicht mehr beim Jungen, der sich sein Leben macht, fest stehen will in der Welle, den Schmerz aushält. Ein Rausch in den Straßen. Bursche, wie viele Abschiede hast du in deinem Leben gesehen? Vielleicht sind es die mit Monogrammen versehenen Leinentaschentücher der Eltern, die lange nicht wissen werden, ob ihre Tränen nun vor Glück oder aus Sorge vergossen werden. Leinentücher. Leichentücher. So war das am Beginn des Großen Krieges gewesen. Andere hatten Lebewohl gesagt. Er hatte sich später von niemand Bestimmtem verabschieden können, nur von sich selbst, war in den Krieg eingetreten. Hatte sich älter gemacht, war nach Bayern gegangen, hatte in Passau angemustert 1917, war in die kaiserliche Armee eingetreten, die deutsche! Wollte mit, damals, taschentuchjubilend. Doch erst hatte er inmitten einer unüberschaubaren Menge in Wien an der Ringstraße gestanden und den Männern zugejubelt, die auszogen in den Krieg. *Serbien*

*muss sterben.* Da war schulfrei, nein, sie waren einfach alle auf die Straße gegangen. Eine Erregung. Die Mädchen warfen sich Wildfremden an den Hals, die Jungen mit ihren Lederranzen marschierten einfach an der Seite mit. Frauen warfen Blumen, die die jungen Burschen geschickt auffingen und an die Lippen führten. Die Schnurrbärte unter den Käppis gekitzelt von Blüten, der Duft nach der Nacht, die feine Haut im Tau. Eine Erregung wie nach der Matura. So rochen sie später. Aber die Matura hatte er verpasst, in Österreich. Musste das Abitur nachholen, in Bad Nauheim. Nicht reif gesprochen, aber doch reif genug gewirkt musste er wohl haben, als er nach Münden ging, um in den Krieg zu ziehen.

Jemand, wahrscheinlich Nermin, hat Blumen in die Glaskaraffe auf den Tisch zwischen den Fenstern gestellt. Ein Muezzin beginnt seinen Ruf, es muss zwölf Uhr sein. Auch sein Gesang kommt in Wellen, die Stimme schwebt in den Himmel, hoch über die Satellitenschüsseln, die Kabel und Wäscheleinen der Nebengebäude, der Himmel ist Bosphorus-blau, wie ein Wolkengesang kurvt ein Schwalbenpärchen hoch um die Kuppel der griechisch-orthodoxen Kirche, deren Spitze er sieht, wenn er sich aufrichtet, sich nach rechts fast aus dem Bett beugt und an den Garten denkt, der immer voller Katzen ist, wilde, rohe Banden ohne Familie, mit ausgekratzten Augen, abgebissenen Ohren, nichts Einschmeichelndes an ihnen, nur dieses tierartig Fremde in einem heiligen Stillhaltepakt in der Friedensoase des Gartens. Die Stimme des Muezzins bricht sich an den Hotels und den hohen Häusern rund um den Hügel vom Taksim-Platz. Taksim, alte Zisterne, Taksim, Ausgangspunkt einer Welt, nirgends ist die Erde so rund wie hier. Eine weitere Stimme antwortet, die des Sängers vom Turm der Moschee hinter dem französischen Lyzeum rollt an gegen die von der unterhalb des Alman Hastanesi gelegenen Moschee, wo er, Naumann, liegt. Die Moschee an der Firuz Ağa, die Stimmen zwei Bögen, die gegeneinanderstehen, sich überlagern, anschniegen, drücken, zerplatzen. Ein feines Ploppen der Mikrofone, von fernen Echos weiterer Stimmen begleitet. Dann kommt ein neues Stück, der Kanon mit dem großen, wiederkehrenden *Allahu Akbar* als einzig verständlichem Kontrapunkt. Früher hat ihn das aufgeregt. Früher hat er mit heißem Herzen jede

Religion verdammt, Verfechter eines laizistischen Staates, Jünger von Atatürk. Jetzt vermittelt es ihm fast ein Gefühl von Heimat, strömt das leicht verzerrte, elektrisch verstärkte Duett die Straße hinunter nach Cihangir, übertönt die Taxifahrer, Müllsammler, Simit-Händler. Am Taksim tummeln sich sicher Touristen. Den Weg, der zu den eleganten Restaurants und Cafés hinab bis zur Kreuzung an der Firuz Ağa führt, wo es rechts dann zu den Antiquitätsgeschäften, Secondhandläden und neumodischen Latte-macchiato-Cafés und seit zehn Jahren auch zu Pamuks *Museum der Unschuld* geht, nehmen nur wenige. Unschuld. Was für ein Wort, als könnte man alles Schöne, Fröhliche, Naive, Junge nur aus der Abwesenheit von böser Verstrickung und Sünde erklären. Naumann greift neben sich und schaut auf die Uhr. Methodisches Hämmern dringt an sein Ohr. Tick. Nägel werden eingeschlagen in Holz. *Jesses*. Mit dem Katholischen hatten sie ihn damals gequält, die Großeltern und der Vater, vor dem Krieg, wie mit dem Klavier. Nägel wohl einige darin. *Nagel fromm, Nagel frei, der Engländer kommt gleich vorbei*. Sie hatten sich das bei Ypern ausgedacht, schnell geschmiedete Reime gesungen, weil sie vor Angst zitterten unter der Maske im Gas. Und als dann die Panzer kamen ... Aber der Presslufthammer an der Baustelle hat aufgehört. Vielleicht aus Respekt. *Allahu...* Oder weil Mittagspause ist. Er liegt oben, im Dachgeschoss. In seinem Turm aus Licht, nah an der Sonne. Hatte er das nicht damals gedacht, als die Truppen vorbeizogen? Dass man nur die Augen schließen, die Arme ausbreiten, die Sonne spüren und sich von diesem Gefühl mittreiben lassen, sich dem Jubel, der Sprache, den Düften, dem Marschtritt, den Schreien, dem Gefühl in der Menge ganz hingeben müsste? Sonne. Größe. Gemeinschaft. Hier, hier geht man mit. Und sein Vater, der alte Regierungsrat, hatte ihm sogar noch verboten, zu winken! Das ist der Untergang, hatte er gesagt. Recht hatte er gehabt, der Rat. Damastschneise der Wolken, ein Strahl, die Schattenmuster der fein geklöppelten Gardine bewegen sich im Wind. Sein Zimmer, ein Schattenspiel. Das Geschrei einer Möwe, die nach Abfall sucht oder ein gestorbenes Kätzchen unten in den engen Straßen entdeckt; die Möwe bringt den Geruch vom Meer und den von nassem, frisch gemischtem Beton. Dauern wird gebaut, die Stadt wächst nicht, sie wuchert. Sie irrt sich. Sie irren sich alle. Die Stadt, die Politiker, die Banken, die

Baumaschinen, die weiter und weiter nach Istanbul strömenden Massen, die Wohlstand suchen und Elend finden. Nur das Marmarameer und der Bosphorus und das Goldene Horn sind noch aus Wasser. Natürliche Straßen, wie vor Tausenden von Jahren, Adern für die Schiffe. Eine dicke Fliege hängt an der Gardine, fliegt surrend los, schlägt gegen das Glas. Das Wasser. Auf Wasser kann man nicht bauen, sagt man das nicht? Doch Wasser, es trägt die ganze Last, den Glanz, die Geschichte. Obwohl man jetzt auch Tunnel darunter baut. Und noch mehr Brücken, Asphalt, Stahl und Beton. Die Holzhäuser – fast ganz von der europäischen Seite verschwunden, zumindest hier aus Beyoğlu. Er kennt nur noch ein größeres Holzhaus in der Nähe, in Gümüşsuyu am Hang nach Kabataş, zum alten Hafen hinunter, dessen Abriss sie jetzt auch planen, sagt Ali. Oder haben sie inzwischen schon angefangen? Er wird bei Ali nachfragen, wenn der heute kommt, oder war Dienstag? Dienstags kam er nicht. Das braune alte Haus mit seinen wunderschönen Ecken, erinnert er sich, steht wie eine Burg gegenüber einer Schule und blickt mit den Fenstern aufs Wasser. Doch da unten konnte er sowieso nicht mehr gehen, nicht allein, die Straße war zu steil, zu rutschig der Hang. Besonders bei Regen. Auch das Haus verfällt. Wie sein altes in Balat. Wahrscheinlich hat es längst irgendein kleiner Subunternehmer gekauft, kämpft jetzt mit der Denkmalschutzbehörde, schmiert die Kommission für Stadtentwicklung, wartet auf den unwiderruflichen Verfall, den Moment, der zum Abriss berechtigt, und plant schon jetzt sein Boutiquehotel. Stahl und Beton, mit Kaffeebar und Patio vor der Tür, Glasfassade statt Holz. Holzhäuser gibt es nur noch an den alten Yalis am Wasser zu sehen und in einigen Straßenzügen am Hang unterhalb der Suleymaniye-Moschee, auch da langsam verrottend. Damals war das anders. Damals waren noch viele Häuser aus Holz. Er schließt die Augen, versucht, sich an den Geruch zu erinnern, dann geht er durchs Licht, verlässt seinen Körper und spürt, wie der weiche, laue Wind über das alte Flachdach des Krankenhauses hereinweht.

«Damals habe ich keine Angst gekannt», murmelt Naumann, obwohl niemand im Raum ist. Dann schläft er ein. Nermin, die ihm außer den Blumen manchmal auch hausgemachte Manti aus Kayseri mitbringt, Teigtaschen in Joghurtsoße mit scharfem, frisch geriebe-



nem Paprika, hat den Raum betreten und schon wieder verlassen. Wann, weiß er nicht. Sie hat ihn sanft geweckt, ihm Suppe hingestellt, die Decken kurz aufgeschüttelt und ihn gefüttert. Er hat neuerdings Mühe, den Tag zu überstehen, überhaupt zu verstehen, was wann geschieht, weil er immer wieder einnickt. Er braucht eine Aufgabe, etwas, auf das er sich konzentrieren kann. Die Zeitung ... Nein, keine Zeitung. Auch die deutsche nicht, die ist ein paar Tage alt. Nachrichten sind jetzt egal, er schreibt sie ja nicht mehr selbst. Naumann sieht auf die Uhr, die silberne Automatik, die ihm der Rektor des Robert College geschenkt hat, damals in den 60ern, zum Dienstjubiläum. Eine Hamilton, eine amerikanische Uhr. Er mochte die Amerikaner nicht, aber sie ihn. Sie sind besser als die Engländer mit ihrem *Empire*, offener, haben ihm ja auch die Stelle gegeben nach dem zweiten Krieg. Hatten so viele aufgenommen, auch Helene damals. Er selbst hatte nicht mit auswandern wollen. Und jetzt kommt sie wieder, nein, nicht Helene, die Enkelin. Für einen Moment tauchen Laken auf, feine Laken, Hotellaken. Ein junger, nackter Körper. Sie. Und er, noch nicht in diesem Schmerz und in dieser Krankenfalle. Die Uhr ist stehen geblieben. Er hustet, schüttelt die Uhr ein paarmal energisch, hält sie sich ans Ohr und schätzt den Einfallswinkel des Lichts durch das Fenster. Ja, kurz nach eins, vielleicht. Er stellt die Uhr und greift dann zitternd nach dem halbvollen Wasserglas auf dem Metallschrank neben dem Bett. Der Schrank ist alt. Auf arretierten Rollen, die auch hundert Jahre nach der Produktion noch funktionieren. Nur er tut es nicht mehr.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)